



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren :  
Lebenserinnerungen : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gehn. Mit der schulmeisterlich übertriebenen Rücksicht auf solche Dinge entfernen sich die musikalischen Ausleger weit von dem Zweck ihrer Analyse, der allein Nutzen stiften, d. h. die kunstliebende Menge über ein Werk in einer ihr verständlichen Weise aufklären kann. Am fruchtbringendsten werden die musikalischen Auslegungen wirken, wenn man mit ihrem Studium ein der Aufführung vorausgehendes praktisches Studium (im Klavierauszug) verbindet. Dann wird die musikalische Analyse lebensvoll wirken. Eine Verständigung darüber, was eine musikalische Auslegungskunst bei richtiger Anwendung ihrer Mittel sein kann, was ihr versagt bleibt, was für sie schädlich oder überflüssig ist, ist heutzutage sehr an der Zeit. Denn die jüngste Entwicklung der Musikanalyse mit ihrem rationalistisch-philologischen Zuge droht hier einzureißen, was einige berufene Vertreter einer im Grunde ausgezeichneten Idee mühevoll aufgebaut haben.



## Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



achdem die Menagerie einer großen Reinigung unterzogen worden war, begannen an dem darauffolgenden Sonntage die Vorstellungen. Wir ließen den Reklamewagen, der mit Gemälden dekoriert war, durch die Stadt fahren und engagierten ein Musikchor von zwölf Mann der schweren Reiter, deren Kaserne uns gegenüber lag, da unsre böhmische Kapelle schon nach Hause gereist war. Wir hatten eine große Bretterbude eingerichtet, die von einem Zimmermeister erbaut worden war und drei Öfen enthielt. Der Zimmermeister bekam als Entschädigung den fünften Teil unsrer Einnahme. Nach Weihnachten erfanden wir einen neuen Trick, von dem wir uns eine starke Anziehungskraft auf das Publikum versprachen. Bei der Böhmisches Menagerie war ein Zwerg, Jakob, der zu Reklamезwecken in einem Portierkostüm an der Kasse zu stehen pflegte. Eines Tages, als mit den drei jüngsten Löwen der Bergischen Menagerie geprobt wurde, kam dieser Zwerg dazu und wurde vom Prinzipal aufgefördert, mit in den Käfig zu gehn, worauf Jakob mit großer Bereitwilligkeit und sichtbarem Stolze den Käfig betrat. Er erhielt die nötigen Weisungen, und es zeigte sich, daß die kleinen Löwen ihrem ebenso kleinen Dompteur willig Folge leisteten. Nachdem er etwa vierzehn Tage mit den Tieren geprobt hatte, wurde dem Münchner Publikum durch Zeitungsannoncen und Plakate zu wissen getan, daß sich an einem bestimmten Tage der kleinste Tierbändiger der Gegenwart, der Zwerg Jakob, fünfundsiebzig Zentimeter hoch und dreißig Pfund schwer, zum erstenmal mit seinen drei wohldressierten Löwen produzieren werde. Das Publikum, das in der Menagerie schon bekannt war, glaubte, daß es sich hierbei um die drei großen Löwen der Böhmisches Menagerie handelte, und war nicht wenig überrascht, als es den Knirps mit drei Löwen, die nicht viel größer als ausgewachsne Spize waren, arbeiten sah. Trotzdem wurden die Zuschauer zufriedengestellt, weil alles bei der Vorstellung vorzüglich klappte. Der Applaus wollte gar nicht enden, und der Zwerg erhielt aus den Händen der Frau Böhme einen mächtigen Lorbeerkranz. Diese erste Vorstellung ist wohl der Glanzpunkt im Leben des kleinen Jakob gewesen.

Mitte Januar kam ein Elefant von Hagenbeck an, den ein Singalese als

Wärter begleitete. Er wurde von der Bahn abgeholt und durch ganz München geführt, was großes Aufsehen erregte. Dieser Elefant — er hieß Jolly — benahm sich gefitteter als sein schwarzer Begleiter, der sehr schmutzig war, widerwillig seine Arbeit tat und jede Gelegenheit benutzte, sich aus der Menagerie zu entfernen. Eines Tages kamen um neun Uhr früh Besucher, und dabei stellte sich heraus, daß der Schwarze wieder nicht auf seinem Posten war. Nun hatte Berg, der den Singalesen von Anfang an nicht hatte leiden können, schon früher einmal die Frage an mich gerichtet, ob ich mich wohl getraue, mit dem Elefanten fertig zu werden, was ich bejahte. Da nun jetzt bei dem Elefanten der Mist noch nicht entfernt war, forderte mich Berg auf, die Reinigung zu übernehmen. Ich ergriff Besen und Schippe und näherte mich arglos dem Tiere. Dieses nahm aber den Eingriff in die Rechte oder vielmehr die Pflichten seines schwarzen Wärters übel, faßte mich mit dem Rüssel um den Leib und schleuderte mich in weitem Bogen bis an den zweiten Platz. Bei dieser Luftreise blieb ich mit den Beinleidern an der Barriere hängen und kam deshalb in etwas defekter Toilette auf dem Erdboden an. Der Prinzipal fragte mich, ob meine Knochen noch ganz wären, und gab mir eine Peitsche aus Milpferdleder mit der Aufforderung, Rock und Weste auszuziehen und den Elefanten nach Kräften zu züchtigen. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern nahm die Peitsche, die aus einem Stück Leder geschnitten war und etwa 1,30 Meter lang sein mochte, und prügelte damit das Tier eine gute halbe Stunde. Der Elefant trompetete und würde mich, wenn er mich erwischt hätte, vielleicht getötet haben, aber ich hütete mich, in den Bereich seines Rüssels zu kommen. Als er sich endlich umdrehte, gab mir der Prinzipal die Weisung, eine Mohrrübe zu nehmen und damit getrost an den Kopf des Elefanten hinaanzutreten, der mir nun nichts mehr zuleide tun würde. Das tat ich auch, gab ihm die Rübe, streichelte sein Ohr, redete ihm in freundlichem Tone zu, und von da an waren wir die besten Freunde. Ich machte nun den Stand des Elefanten rein, worauf der Schwarze wieder auf der Bildfläche erschien, große Augen machte und sofort entlassen wurde. Von diesem Tage an war ich der Wärter des Dickhäuters und hatte einen angenehmen Dienst, bei dem nur das eine Mißliche war, daß ich meinen Schutzbefohlenen nicht verlassen durfte. Der Elefant war noch in halbrottem Zustande, Berg gab mir deshalb eine Anleitung, wie ich die Pflege der Haut und der Hufe zu handhaben hätte. Die Haut mußte gebürstet, gewaschen und eingefettet werden, während die Hufe mit einem Hufmesser ausgeschnitten und mit einer Raspel geglättet werden mußten. Zu diesem Zwecke wurde dem Tiere beigebracht, den Fuß auf einen Holzblock oder ein Faß zu setzen, und es begriff bald, daß man ihm mit diesen Manipulationen eine Wohlthat erweise. Nach etwa einer Woche begann ich auch mit der Dressur, erhielt als Handwerkszeug dazu außer der Peitsche einen Elefantenhaken, der mit einer Spitze und einem Haken versehen ist.

Mein Freund, der Schweizer, verließ uns nach einiger Zeit. Ich blieb noch eine Weile dort, verlor aber schließlich in Folge von Differenzen mit dem Kommandeur auch die Lust, meine Stellung beizubehalten, und kündigte.

Dann ging ich zu Fuß über Ulm nach Landau und Konstanz und sah mich genötigt, wieder einmal zu talfen. Unvermutet bemerkte ich an der Münze, die ich erhielt, daß ich auf Schweizer Boden war. Allerdings durfte ich mich meines Aufenthalts in der freien Schweiz nicht lange erfreuen, denn in Kreuzlingen fiel ich einem Buz in die Hände, der mich mit nach der Grenzstation nahm, mein Buch mit einem Zinken: „Polizeiposten Kreuzlingen“ versah und mir den nächsten Weg in das deutsche Vaterland zeigte. Von Konstanz wanderte ich nach Radolfzell und traf dort meinen ehemaligen Kollegen aus der Böhmisches Menagerie, Anton Brunner, der mir mitteilte, daß er mit Peter Böhm's Panorama in Radolfzell sei, und mich einlud, ihm zu seinem Prinzipal zu folgen, da sie gerade einen Angestellten suchten. Ich fand denn auch sogleich Arbeit, erhielt im Monat achtzehn Mark und einen Teil der Trinkgeldeinnahme. Die Besitzer des Geschäfts waren

ältere Leute ohne Kinder. Ich mußte zunächst die Orgel drehn, die Bude reinigen und die Panoramagläser putzen. Die Bude war französisch gebaut, d. h. hinten tief und vorn hoch, und hatte eine Länge von etwa zwanzig Metern. An der Fassade der Bude waren einige bewegliche Tableaus, Schweizer Landschaften, eine Karawane in der Wüste und ähnliche Gegenstände angebracht. Auch die Orgel war mit einer beweglichen Gruppe, einer Schusterfamilie, wo der Meister einen Schuh klopfte, der Lehrling den Pechdraht zog und die Meisterin ein Kind auf ihrem Arme wiegte, dekoriert. Im Innern gab es fünf größere Tableaus mit beweglichen Figuren, darunter die Notredamekirche zu Paris mit Andächtigen, der Golf von Neapel mit Wellenschlag und segelnden Schiffen, die Tuilerien in Paris während der Kommune und noch verschiedene Panoramengemälde. In dem Extrakabinett gab es eine Gruppe mechanischer Singvögel und zwei Panoramengemälde: der Tod des Königs Friedrich August von Sachsen in Tirol und die Inquisition in Spanien. Das Personal bestand aus dem Neffen der Frau Böhme, mit Namen Gustav Lindig, der einen Teil der Tableaus und die mechanischen Singvögel aufzuziehen hatte und abwechselnd mit dem Dienstmädchen das Extrakabinett öffnete, meinem Freunde Brunner, der die andern Tableaus aufzog und die Lampen besorgte, und mir. Zu der Bude gehörte ein Wohnwagen, ein Packwagen und ein Weinwagen, den der Fuhrmann stellen mußte.

Von Radolfzell reisten wir über Donaueschingen, Billingen, Schwenningen, St. Georgen, Triberg, Emmendingen nach Kolmar, wobei wir Nachts bei Altbreisach über den Rhein fuhren. In Kolmar langten wir am Nachmittag bei großer Hitze an, und wir begannen am andern Morgen mit dem Aufbau unsrer Bude. Es war gerade Messe, und außer uns waren auf dem Messplatz noch der Zirkus Blumenfeld, Köhls Walfischausstellung, in der es das Skelett eines Walfisches zu sehen gab, zwei andre Panoramen, einige Velozipedkarussells und endlich Schichtls Zaubertheater. Die Familie Schichtl erfreut sich sowohl bei den reisenden Schaustellern wie bei dem Publikum der von ihr besuchten Städte seit langem des größten Ansehens. Der Stammvater betrieb mit seiner Frau ein kleines Kasperletheater, worin er dank seinem urwüchsigen Münchner Humor den Grund zu seinem spätern Wohlstand legte. Augenblicklich gibt es vier Brüder des Namens Schichtl, von denen einer, August, ein Zauber- nebst Varietétheater, der zweite, Johann, ein Marionettentheater, der dritte, Xaver, ebenfalls ein Marionettentheater, und der vierte, Julius, einen Schießsalon besitzt. Wo auf einem Messplatz oder einer Festwiese ein Mitglied der Familie Schichtl erscheint, da haben alle andern Schausteller geschäftlich einen schweren Stand, denn die Schichtl sind unermüdet im Erfinden überraschender Tricks bei ihren Paraden, in der saubern und korrekten Durchführung ihrer Vorstellungen und in den originellen Ideen, die sie ihren Veranstaltungen zugrunde legen.

Um unserm Panorama eine besondere Anziehungskraft zu verleihen, errichteten wir einen sogenannten Präsentenstand. Ein solcher Stand ist eine Ausstellung von allerlei nützlichen Gegenständen, die auf einer treppenartigen Stellage im Innern der Bude, aber so, daß sie von außen gesehen werden kann, aufgebaut wird. Jeder Besucher erhält zugleich mit seinem Billett eine Nummer und kann auf diese Nummer einen Gegenstand gewinnen. Wir hatten vom Schwarzwald her eine Anzahl Uhren, darunter ein paar schöne Ruckeluhren, sowie eine Anzahl Ranschnporzellanachen mitgebracht, alles Dinge, die dem Publikum in die Augen stachen und Manchen zum Besuch der Bude verlockten. Ich will aber offen bekennen, daß sich die meisten Gewinne auf Bleistifte, Federhalter, im besten Fall auf eine Tasse beschränkten, während die wertvollern nach wie vor auf dem Präsentenstande blieben. Zur Ermunterung des Publikums mischten wir uns ab und zu selbst unter die Menge, betraten die Bude, empfingen beim Ausgange ein Wertobjekt, verliehen unsrer Freude über den Gewinn sehr deutlich Ausdruck und lieferten nach einiger Zeit unsern Gewinn wieder im Wohnwagen ab.

Zur Unterhaltung der Prinzipalin waren im Wohnwagen drei lebende Wesen, ein Papagei und zwei verhätschelte, fette englische Möpse, über deren Wohlergehen Frau Böhme Tag und Nacht ängstlich wachte. Beim Packwagen war ein Rattenfänger, der Liebling Gustav Lindigs, der mit dem Dienstmädchen, seiner nachmaligen Frau, im Packwagen wohnte, während wir übrigen Angestellten in der Bude unser Quartier hatten. Eines Mittags war der Rattenfänger verschwunden und wurde überall ohne Erfolg gesucht. Endlich sahen wir ihn über den zu dieser Stunde gerade menschenleeren Messplatz kommen und eine Kalbskeule herbeischleppen, die ihm vom Prinzipal abgenommen und als gute Prise betrachtet wurde. So verdankten wir dem Hunde eine sehr erwünschte Abwechslung in unsrer Abendmahlzeit.

So war die letzte Woche herangekommen, und es galt nun, dem schon etwas ermüdeten Publikum neue Lockmittel zu bieten. Der Zirkus Blumenfeld inszenierte zu diesem Zwecke eine Pantomime „Aschenbrödel“ oder „Der gläserne Pantoffel“, eine Veranstaltung, die wohl keinen aufmerksameren Zuschauer gehabt haben wird als August Schichtl, der immer von Andern zu lernen und ihnen ihre Tricks abzusehen bestrebt war. Er übertrug deshalb seiner Frau die „Physik“ (das Zaubern) und sorgte selbst für eine neue Attraktion, indem er neben seinen männlichen Ringkämpfern, den Herkulesen Gebrüder Kaiser, jetzt auch Damen im Ringkampf auftreten ließ. Ich pflegte, wenn diese Ringkämpfe vor sich gingen, zu Schichtl hineinzugehen und dem Kampfe beizuwohnen. Dabei belustigte mich am meisten, wie der „August“ dem Publikum die Preise zeigte, die aus einer goldnen Uhr mit Kette und einem goldnen Armband bestanden. Natürlich mußten die Siegerinnen diese Preise immer wieder herausgeben, und ich neige zu der Vermutung, daß diese Wertgegenstände nur von einem Juwelier entliehen waren.

Von Kolmar zogen wir zur Messe nach Mülhausen, wohin auch Schichtl mit seinem Zaubertheater kam. Wir standen auch dort nebeneinander, und ich hatte Gelegenheit, den erfindertischen Mann aufs neue zu bewundern. Da ihm ein andres Zaubertheater, das Schmidtsche, immer stärkere Konkurrenz machte, entschloß er sich in der letzten Woche, nun auch seinerseits die dem Zirkus Blumenfeld abgesehene Pantomime zu geben, die ihm große Vorarbeiten verursachte.

Nach der Messe in Mülhausen, die auch uns ein gutes Geschäft gebracht hatte, reisten wir in die Schweiz und blieben in Solothurn, Neuchâtel und Yverdon überall acht Tage. In Neuchâtel begegneten wir der Böhmischn Menagerie, die sich inzwischen von der Bergischen wieder getrennt hatte. Daß in der Schweiz nicht alles so gut und schön ist, wie es die Schweizer bei jeder Gelegenheit hervorzuheben belieben, mußte ich hier wieder einmal erfahren. Ich hatte in Neuchâtel meine Wäsche einer Frau zum Waschen und Ausbessern gegeben und machte in St. Croix die Entdeckung, daß sich diese Frau ihre Arbeit sehr leicht gemacht und auf die Risse und Löcher meiner Oberhemden einfach kleine Stückchen Leinwand mit Stärke aufgeklebt und festgeplättet hatte. Eines dieser Hemden hob ich mir in diesem Zustande auf, um es bei einem etwaigen spätern Besuche in meiner Heimat meiner Mutter zu zeigen.

Von Yverdon ging es den Berg hinauf nach St. Croix, einem kleinen Orte mit bemerkenswerter Spielbosen- und Musikwerkindustrie. Auch hier ging das Geschäft vorzüglich. Ich kam gar nicht dazu, die Orgel zu drehn, da ich das Publikum mit ein paar französischen Redensarten, die ich mir in der Eile eingelesen hatte, zum Vorwärtsgeln auffordern mußte. Hier engagierte der Prinzipal auch einen neuen Angestellten, einen Bayern namens Martin Dimmlein, der fließend Französisch und Italienisch sprach und die Rekommandation in französischer Sprache machen mußte.

In Bern langten wir zur Wintermesse auf der Schützenmatte an. An einem der Messstage, wo gerade der sogenannte Maidelemarkt stattfand, mußte ich mit der Madame zum Einkaufen in die Stadt gehn. Ich trug einen großen Korb mit

leeren Flaschen, deren Inhalt Frau Böhme ganz allein konsumiert hatte. Diese originelle Frau hatte nämlich eine große Schwäche für geistige Getränke der allerstärksten Sorte, wie sie auch einem Kartenspielchen nicht abhold war, wozu sie zuweilen die Angestellten aufforderte. Wir mußten diese Ehre zu schätzen, hüteten uns aber, bei einem solchen Spiel zu gewinnen, da das ihre Laune sehr verschlechterte. Bei unsrer gemeinsamen Wanderung in die Stadt trug ich zum erstenmal die Holzschuhe, die ich mir mit Rücksicht auf das beginnende Winterwetter gekauft hatte. Zum Unglück war an diesem Tage gerade Glatteis, und ich hatte Mühe, mich in meiner ungewohnten Fußbekleidung auf den Beinen zu halten. Wir kauften in einem Magazin über dem Kornhauskeller einen großen Vorrat von Erbsen, Linsen, Bohnen, Reis und Kaffee und gingen dann in den großen als Merkwürdigkeit bekannten Keller hinab, wo große Fässer Schnaps in langen Reihen lagen. Dort ließ die Madame für jeden von uns einen Schnaps kommen und schickte mich dann mit den eingekauften Vorräten nach Hause, während sie sich selbst noch für eine Weile dem Zauber, den das Lokal auf sie ausübte, hingab. Auf dem Heimweg hatte ich das Unglück, dreimal hinzustürzen, und beim drittenmal fiel mir der Korb in den Schnee, wobei die Düten platzten und ihr Inhalt sich in buntem Durcheinander auf die Straße ergoß. Ich raffte alles, so schnell ich konnte, zusammen, füllte damit den Korb und eilte nach dem Plage. Dort herrschte schon reges Treiben, weshalb ich den Korb auf die Veranda des Wohnwagens stellte und mich in die Bude an die Orgel begab. Nach einiger Zeit kehrte die Madame zurück, sah die Befehrerung und machte in Gegenwart des Publikums einen gewaltigen Lärm. Sie gab mir alle Titel, über die ihr Sprachschatz verfügte, und erteilte mir den Auftrag, Abends nach Schluß des Geschäfts die Erbsen, Bohnen usw. fein säuberlich zu sortieren.

Eines Tages ging in allen Buden ein Zirkular herum, das von einer Anzahl Kommandeuren unterzeichnet war und die Aufforderung an die Angestellten enthielt, sich bei der Veranstaltung eines geselligen Abends zu beteiligen. Die Kosten waren mäßig und beliefen sich für den Kopf auf zwei Franken, sodaß alle ohne Ausnahme unterschrieben. Der festliche Abend kam heran, und jeder machte, so gut er es konnte, Toilette. Wer etwas besonders auf sich hielt, ließ sich bei dem Tröbder eine weiße Weste und einen Gehrock, der eine und der andre auch noch einen Zylinder. Nach Schluß des Geschäfts, es mochte gegen zehn Uhr Abends sein, formierte sich ein Festzug, dem die Musik des Theaters Weiffenbach und eine Fahne in den Schweizer Farben vom Doppelfaruffell vorangingen. Dann folgten die Angestellten sämtlicher Schausteller in Reih und Glied mit ihren Damen. Ein solcher von Musik begleiteter Zug wäre in Deutschland zu so später Abendstunde unmöglich, in der freien Schweiz aber hatte die Polizei gegen eine solche Veranstaltung nichts einzuwenden. Am Eingange des Festlokals, das sogar mit einer kleinen Bühne versehen war, standen zwei von uns in Portieruniform, die die Festteilnehmer empfingen und in den Saal wiesen. Als geladene Gäste erschienen sämtliche Prinzipale, der Platzmeister und der Polizist, der auf dem Plage die Aufsicht hatte. Nach einigen Musikvorträgen wurden zunächst komische Vorträge veranstaltet, dann gab es ein warmes Abendessen mit Wein und endlich Tanz. Es ging dabei recht lustig, aber doch höchst anständig zu, und ich verfehlte nicht, Madame Böhme zu einem Walzer zu engagieren, wodurch unsre Freundschaft wieder befestigt wurde. Bevor früh um sieben Uhr das Fest zu Ende war, veranstalteten die Prinzipale eine Kollekte zu unserm Besten, wobei keiner unter fünf Franken zahlte, die Wohlhabendsten steuerten sogar zwanzig Franken bei. Hierdurch wurden nicht nur die Kosten unsers Festes gedeckt, sondern wir erhielten auch noch einen Überschuß, der am andern Tag in Bier und Zigarren nützlich angelegt wurde. Einige Tage später veranstalteten die Prinzipale in einem andern Lokal ebenfalls einen Gesellschaftsabend, der sich von dem unsrigen dadurch unterschied, daß die Gemütlichkeit zum Schluß in eine regelrechte Prügelei ausartete.

In Thun, wohin wir nach der Berner Messe gezogen waren, begingen wir ein andres Fest: die Hochzeit Gustav Lindigs, der das Böhmesche Dienstmädchen heiratete. Abends gab es Freibier, und bei den komischen Vorträgen, die wir hielten, fehlte es nicht an mehr oder minder zarten Anspielungen auf die lange, mit sechs Kindern gesegnete Brautzeit des jungen Ehepaares.

Nach Genf reisten wir am Tage vor dem Weihnachtsheiligabend ab. Wir Angestellten fuhrn „schwarz,“ d. h. ohne Billett. Wir erhielten am Abend vor der Abreise unsern Proviant, der aus einem Butterbrot und einem Stück Schweizerkäse bestand, und schlüpfen gegen sieben Uhr mit dem Rattenfänger in den Packwagen. Leider hatten wir verläumt, uns mit etwas Trinkbarem zu versehen, und mußten vierundzwanzig Stunden lang den Durst ertragen, zu dem uns der scharfe Käse bald verhalf. Die Madame fuhr mit ihren beiden Möpsen im Wohnwagen ebenfalls schwarz, während Herr Böhme selbst mit einem Billett auf durchaus legitime Weise reiste. Am andern Nachmittage gegen drei Uhr merkten wir, daß der Zug länger als gewöhnlich anhielt. Wir verhielten uns in unsern Betten so still wie möglich und hörten, wie von außen an den Wagen geklopft und von mehreren Leuten in französischer Sprache etwas gesagt wurde. Mein Freund Brunner, der besser französisch als deutsch sprach, teilte uns mit leiser Stimme mit, daß draußen jemand gesagt habe, im Wagen müßten Leute sein. Wir verbrachten eine Viertelstunde in der größten Furcht, die Wagen möchten aus dem Zuge rangiert und zurückbehalten werden, und atmeten erst erleichtert auf, als sich der Zug samt uns wieder in Bewegung setzte. Am Weihnachtsabend um sieben Uhr fuhrn wir endlich in Genf ein und hörten, ehe noch der Zug hielt, die Stimme unsers Prinzipals, der uns beim Namen rief und uns aufforderte, so schnell wie möglich den Wagen zu verlassen. Wir sprangen hinaus, erhielten jeder von ihm fünf Franken und befolgten seine Aufforderung, sofort auszureißen und uns am nächsten Morgen zum Ausladen der Wagen wieder einzufinden. Wir gingen in den Gasthof „Zum deutschen Rehbock,“ aßen mit gutem Appetit zu Nacht, löschten ausgiebig unsern Durst und erquickten uns nach der langen Fahrt an einem guten Nachtlager. Am andern Morgen waren wir pünktlich an der Rampe, luden aus und fuhrn nach dem Quai du Montblanc, wo die Neujahrsmesse abgehalten wurde. Dort herrschte drei Tage lang Tag und Nacht ein ununterbrochenes Treiben. Wir mußten die Bude von früh acht bis zum andern Morgen vier Uhr geöffnet halten und schliefen während der ganzen Zeit nicht. Wir hatten so viel zu tun, daß der Prinzipal noch einen weitem Angestellten, einen französischen Rekommandeur namens Felix, engagierte. Außer uns war auf dem Meßplatz eine Bude mit den Münchner Athleten Müller und Daniel, die tausend Franken Prämie dem, der ihre Leistungen nachmachte, boten, ein Flohziirkus, eine Bude mit Seelöwen und die Menagerie Wilhelm Böhme. Eine Anzahl anderer Schaugeschäfte und dergleichen stand noch zerstreut in den Straßen. Hier in Genf hörte ich auch zum erstenmal von der Menagerie Rouma Hawa, die auf einer der Rhonebrücken ihre Bude aufgeschlagen hatte. Das Geschäft ging so gut, daß mir am Morgen des zweiten Tages die Madame, um ihrer Zufriedenheit Ausdruck zu verleihen, ein Trinkgeld von fünf Franken gab, das in lauter Kupferstücken bestand. Am dritten Tag, einem Sonnabend, wurde in der Nacht um zwei geschlossen und abgebrochen. Ein Fuhrmann brachte uns nach dem Rond Point des Plainpalais, wo wir wieder aufbauten und am Sonntag Nachmittage vier Uhr wieder öffneten. In diesem Winterquartier blieben wir bis Ende Februar.

In Genf hatte ich Gelegenheit, die Abneigung der französischen Schweizer gegen das Deutsche Reich kennen zu lernen. Das Weißerische Karussell hatte auf beiden Seiten seiner Wagen ein Schild angebracht, auf dem der deutsche Reichsadler mit der Umschrift „Deutsches Reichspatent“ zu sehen war. Nach dem Abbrechen des Karussells und beim Einfahren in die Stadt erregten diese Wagen die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Maße, daß die Angestellten stutzig

wurden und die Entdeckung machten, daß die Reichsadler von böswilliger Hand mit Rot beschmußt worden waren.

Im Februar 1885 verließen wir unser Genfer Winterquartier und reisten nach Rolle. Der Prinzipal und der französische Kommandeur Feltz fuhren mit dem Schiffe voraus und erwarteten uns Andre, die wir wieder schwarz fuhren, auf dem Bahnhofe. Dort erschienen eine halbe Stunde vor Ankunft des Zuges zwei Gendarmen in langen Mänteln und Dreimastern, deren Gebaren dem Kommandeur verdächtig vorkam. Er beobachtete sie und ermittelte, daß von Genf eine Depesche angekommen sei, worin gemeldet worden war, es seien in den beiden ankommenden „Künstlerwagen“ neun Personen und drei Hunde. Feltz hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als seine Beobachtung dem Prinzipal zu melden, und er erhielt von diesem die Weisung, sich mit den beiden Vertretern der hohen Obrigkeit bekannt zu machen und sie zu einer Flasche Wein in das Bahnhofsrestaurant einzuladen. Das gelang denn auch ganz nach Wunsch, die Gendarmen tranken und beteiligten sich lebhaft an der Unterhaltung, die der geriebne Feltz auf das Lieblingsthema der französischen Schweizer, die hohe Politik, gelenkt hatte. So kam es, daß die beiden Hüter der öffentlichen Ordnung das Einfahrtssignal überhörten und nicht einmal acht darauf gaben, daß Feltz unter irgendeinem Vorwande das Restaurant verließ, dem Zuge entgegeneilte und uns zum schleunigen Verlassen der Wagen aufforderte. Wir sprangen aus dem fahrenden Zuge, rannten die hohe Böschung des Bahndammes hinunter und verschwanden. So liefen die Wagen ohne Passagiere in den Bahnhof ein, und die Gendarmen, denen der Prinzipal auf ihr Verlangen bereitwilligst den Schlüssel der Wagen ausgeliefert hatte, fanden nichts Verdächtiges. Wir gingen inzwischen in die Stadt, blieben dort bis zum Einbruch der Dunkelheit und kehrten zum Schlafen in die Wagen zurück. Nach einem acht-tägigen Aufenthalt in Rolle, bei dem ein leidliches Geschäft gemacht wurde, fuhren wir über Lausanne, Vevey, Payerne und Yverdon nach Fleurier. In Fleurier war eine Absinthfabrik, die in unsrer Madame eine gute Kundin bekam. Frau Böhme trank den Absinth ohne Zusatz von Wasser, ließ sich von dieser Gepflogenheit auch durch Warnungen nicht abbringen und gelangte so in einen Zustand, der auch eine Weile nach unsrer Abreise von Fleurier andauerte. Beim Abfahren vom Plage forderte uns ein Gendarm auf, mehr links zu fahren, wodurch aber der Wohnwagen auf eine feuchte Stelle der Wiese geriet, tief einsank und mit Binden wieder flott gemacht werden mußte. Über diese Verzögerung geriet die Madame in große Erregung, stieg aus dem Wagen heraus, zwängte sich hinter den Pferden vorbei und ließ ihre Wut an mir aus, der ich doch an dem Mißgeschick gänzlich unschuldig war. Als ich sie zu beruhigen suchte, prügelte sie mit der Faust meinen Rücken und wollte sich, als auch das mich kalt ließ, eines Hebebaums als Waffe bedienen, was ihr aber bei dem Gewicht dieses Instruments nicht gelang. Sie konnte noch von Glück sagen, daß der Gendarm seine Absicht, sie zu arretieren, nicht verwirklichte. Als wir nach diesem Erlebnis in Sonvilier anlangten, rief mich der Prinzipal in den Wagen und gab mir zwei Franken mit der Weisung, sie zu vertrinken und das Abenteuer mit seiner Frau zu vergessen. Von Sonvilier reisten wir nach Freiburg, einer schönen, altertümlichen Stadt, in der mir die große Anzahl der Geislichen auffiel. Wir standen in einiger Entfernung auf einer Wiese, wo wir das malerische Panorama immer vor Augen hatten. Der Platz, worauf wir standen, war sehr schmutzig und mußte mit einer Fuhre Sägemehl bedeckt werden. In Freiburg verließ uns der französische Kommandeur Feltz wieder, dessen wir jetzt nicht mehr bedurften, da wir wieder in Gegenden mit deutschsprechender Bevölkerung gelangt waren.

Zur Frühjahrsmesse fanden wir uns in Bern ein, wo wir auf der Schützenmatte standen und der großen Konkurrenz wegen wieder einen „Präsententstand“ errichten mußten. An die Stelle des französischen Kommandeurs trat jetzt ein anderer Neffe der Madame, mit Namen Karl Lindig. Nach etwa vierzehn Tagen

reisten wir weiter über Burgdorf, Aarburg und einige kleinere Orte nach Zürich-Außersihl, wo wir zehn Tage blieben und in der Nähe einer Kaserne aufbauten. Dann ging es weiter nach Winterthur. Auf dem Plage, wo wir aufbauten, standen schon das Théâtre Vorrain, ein Variété, dessen Besitzer, Karl Böhme, der Bruder unseres Prinzipals war. Seine Söhne traten als Athleten auf, außerdem hatte er Jongleure und die beiden Herkulesse Müller und Daniel aus München, die wir schon in Genf getroffen hatten. Karl Böhme, der in der Absicht, am Sonntag ein recht volles Haus zu bekommen, noch einen Ringkämpfer suchte, betrachtete sich meine Muskeln und fragte, ob ich Lust hätte, auf seiner Bühne aufzutreten. Als ich mich hiermit einverstanden erklärte, wurde eine Ankündigung in die Zeitung gesetzt, worin zu lesen stand, daß sich der berühmte Ringkämpfer aus dem Berner Oberlande, Robert Thomas, zu einem Kampfe mit den Herkulesen des Théâtre Vorrain bereitgefunden habe und am nächsten Sonntag zur Abendvorstellung aufzutreten werde. Am Tage vorher fanden auf der mit Sägemehl bedeckten Bühne Proben statt. Ich wurde in den Verbeugungen gegen das Publikum und in den Regeln und Griffen beim Kampfe unterwiesen und sah der kommenden Vorstellung selbst mit einiger Spannung entgegen. Am Sonntag Abend war das Theater bis auf den letzten Platz besetzt. Ich stand gerade im Panorama an der Orgel und spielte die „Donauwellen,“ als ich zum Ringkampf abgeholt wurde. Im Wagen des Herkules Müller mußte ich einen Trikot anziehen, ein Glas Wein trinken, um mir Mut zu machen, und ging dann auf die Bühne, wo noch eine andre Nummer gearbeitet wurde. Als diese zu Ende war, trat eine kleine Pause ein, worauf der Direktor in „Wichskasten“ (Zylinder), Frack und weißer Weste erschien und eine Ansprache hielt, worin er betonte, daß der Berner Oberländer eine Prämie von tausend Franken erhalten werde, wenn es ihm gelänge, den Herkules Müller zu werfen. Die Musikkapelle intonierte einen Marsch, mein Gegner und ich traten rechts und links aus den Kulissen hervor, verbeugten uns gegen das Publikum, reichten uns die Hände, worauf wir unsre Plätze wechselten und dann erst den Kampf begannen. Dann packten wir uns und rangen etwa fünf Minuten — scheinbar mit Aufbietung aller Kräfte, aber in Wirklichkeit ohne uns sonderlich anzustrengen —, endlich warf mich mein Gegner und drückte mich mit beiden Schultern an den Boden, sodaß ich mich für besiegt erklären mußte. Ich sprang wieder auf und forderte in sehr energischem Tone Revanche, worauf sich das Spiel wiederholte, bis ich endlich zum zweitenmal am Boden lag. Ein nicht endenwollender Beifall belohnte die Bravour des Herkules. Ich zog mich zurück, erhielt fünf Franken Spielhonorar und wurde überdies von meinem Gegner noch eingeladen, nach Geschäfts-schluß mit ihm eine Flasche Wein zu trinken. Ich kleidete mich schleunigst wieder um, eilte an meine Orgel, setzte die unterbrochnen Donauwellen fort und fand mich pünktlich in dem Gasthause ein, wo wir einige Liter des feurigen Schweizer Rotweins tranken.

Am folgenden Montag reiste das Théâtre Vorrain nach Weinfelden, während wir noch ein paar Tage in Winterthur blieben. An demselben Montag wurde ich aufgefordert, in der Stadt Kohlen zu holen, und machte mich mit einem Sack auf den Weg. Als ich an einem Zigarrengeschäft vorüberkam, trat ich ein, um mir eine Zigarre zu kaufen, und wunderte mich nicht wenig, als ein alter Herr mit langen grauen Locken, der schon im Laden war, mich bei meinem Erscheinen mit den Worten empfing: Da kommt der Berner Oberländer! Sie wollen sich Zigarren kaufen, nehmen Sie sich nur, soviel Sie wollen. Der alte Herr war ein Bildhauer, auf den ich großen Eindruck gemacht zu haben schien, und der mir jetzt seine Anerkennung beweisen wollte. In einer Anwendung von Bescheidenheit nahm ich ein Paket Virginiazigarren, wurde aber genötigt, auch noch fünfzig Stück deutscher Zigarren einzustecken.

Nach Ablauf einer Woche brachen wir ab und fuhren mit der Bahn nach Amriswil. Dort besuchte mich der Sohn von Karl Böhme und forderte mich auf,

mit nach Weinfelden zu kommen und dort wieder als Berner Oberländer zu ringen. In Weinfelden wurde mir ein wahrhaft fürstlicher Empfang bereitet, indem mich die Böhmeischen Künstler und Athleten unter Musikbegleitung vom Bahnhof abholten. Zuvor mußte ich in der Bahnhofstoilette einen Turneranzug mit weißroter Schärpe anlegen und wurde dann im Triumph durch die ganze Stadt geführt. Bei diesem „Paradezug“ ging die Musik voran, dann folgte ich zwischen den beiden Athleten, und hinterher kamen die Böhmeischen Künstler und Künstlerinnen in Kostüm. Der Ringkampf verlief in ähnlicher Weise wie der in Winterthur, und mein Gegner erntete hier denselben Beifall wie dort.

Am andern Morgen bei Tagesgrauen fuhren wir alle zusammen per Achse nach Amriswyl zum Kantonalshützenfest. Auf dem Festplage waren mehrere kleinere Schaubuden, darunter das Zaubertheater von Schulz aus Magdeburg, dessen Sensationsstück eine Enthauptung war, ein kleines Panorama, das einem Schwarzen namens Gustav gehörte, und ein sogenannter Piktus von Kühnert aus Hannover. Ein solcher Piktus ist eine nur für Herren berechnete Schaubude mit Extrakabinetten, die meist recht wertlosen Inhalt hat, aber durch vielversprechende Schilder das männliche Publikum anlockt. Im Innern war beispielsweise eine Bühne errichtet, über der eine Anzahl Glocken aufgehängt waren. Eine phantastisch gekleidete, weitdekolletierte Dame erschien nun und spielte, mit einem Stahlstabe an die Glocken schlagend, eine Melodie. Für diese bescheidne Kunstleistung mußten die Besucher fünfzig Centimes entrichten, fielen dann aber einer andern, nicht minder eleganten Dame in die Hände, die ihnen für weitere fünfzig Centimes ein Extrakabinett aufschloß, worin ein paar mechanische Vögel sangen. Hatte der Besucher damit noch nicht genug, so konnte er in einem weitem Extrakabinett eine „elektrische Dame“ sehen und bewundern, deren Fingerringe bei der Berührung einen elektrischen Schlag von sich gaben. Mehr als die Bude mit ihrem Inhalt imponierte mir deren Rekommandeur, der seine Rekommandation in improvisierten Versen sprach. Mit Rücksicht auf die etwas gar zu plumpe Ausbeutung des Publikums wird den Piktussen in vielen Städten die Erlaubnis zu Vorstellungen verweigert.

(Fortsetzung folgt)



## Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)



ährend der Zeit war das Boot, das den Herrn Pastor trug, um die nächste Landspitze herumgekommen, und bald darauf fingen die Glocken an zu läuten.

Bäsch, sagte Gropppoff in herrischem Tone zu seinem Adjutanten, gehn Sie hinaus und sagen Sie, das Begräbnis findet nicht statt.

Das war etwas für Bäsch. Er warf sich gewaltig in die Brust, ging hinaus und kommandierte: Allerrrhöchste Orderrrr! Das Begräbnis findet Umstände halber nicht statt.

Ein Murren der Überraschung und des Unwillens antwortete ihm. Man war ungehalten — nicht darum allein, daß nun der schöne Leichenschmaus verdorben war, sondern auch, weil es noch nie vorgekommen war, daß ein Begräbnis gestört worden wäre, und weil man die Störung der heiligen Handlung als eine Beschimpfung ansah. Die Frauen führten ihre Taschentücher vor den Mund, und